

NIKOLAUS SCHWARZ

DER SPALT

BLITZ

**Dieses Buch gehört zu unseren exklusiven Sammler-Editionen
und ist nur unter www.BLITZ-Verlag.de versandkostenfrei erhältlich.
In unserem Shop ist dieser Roman auch als E-Book lieferbar.
Bei einer automatischen Belieferung gewähren wir Serien-Subskriptionsrabatt.
Alle E-Books und Hörbücher sind zudem über alle bekannten Portale zu beziehen.**

© 2025 BLITZ-Verlag
Redaktion: Danny Winter
Titelbild: Mario Heyer, unter Verwendung einer Zeichnung des Autors
Umschlaggestaltung: Mario Heyer u. V. der KI Software Midjourney
Logo: Mark Freier
Vignette: Jörg Kleudgen
Satz: Gero Reimer
Gedruckt in der EU
Alle Rechte vorbehalten
ISBN: 978-3-68984-523-0

Inhalt

VORBEMERKUNGEN

9

WEGEN KRANKHEIT GESCHLOSSEN

16

CARINA

66

FEMME FATALE

115

DER SPALT

179

ÜBER DEN AUTOR

310

*In Liebe
für Caro und Leonas,
die von Tag zu Tag erleben und erdulden,
was es mir bedeutet.*

VORBEMERKUNGEN

Gehe ich bis zu meinen Anfängen als Autor zurück, darf ich behaupten, dass ich mich seit meinem zwölften Lebensjahr dem Schreiben widme. Das umfasst nun, da ich diese Zeilen festhalte, mehr als dreißig Jahre, und schon von Beginn an, als mir Stephen Kings *Nachtschicht* die Initialzündung lieferte, nahm ich die Sache ernst. Schriftsteller sein bedeutet zunächst einmal, sich an den Schreibtisch zu setzen und Geschichten aus dem Kopf aufs Papier zu übertragen. Klingt einfach, könnte man sagen – wenn es nur so einfach wäre. Bis heute schreibe ich aus Leidenschaft und voller Lust an der Herausforderung. Niemals hat mich die Langeweile geplagt.

Woran das liegt?

Nun, es gibt schlichtweg zu viele Geschichten, die in meinem Kopf wispern. Und jetzt, da ich nicht weit davon entfernt bin, ein halbes Jahrhundert auf der Messlatte zu markieren, muss ich einsehen, dass ein ganzes Leben nicht ausreichen wird, all diese Geschichten zu Papier zu bringen. Diese Einsicht ist nichts Besonderes. Ich bin davon überzeugt, dass es vielen Schreibenden ebenso ergeht wie mir. Wenn es etwas Besonderes gibt, dann ist es die Zeit, die uns zur Verfügung steht, unsere Träume zu verwirklichen. Und auch das ist keine Erkenntnis, die auf meinem Mist gewachsen ist. Bleiben wir also einfach am Ball, nicht wahr? Und hoffen, dass der Schlusspfiff nicht zu früh ertönt.

Weil ich erst seit dem Frühjahr 2021 den Weg an die Öffentlichkeit suche, dürften noch nicht allzu viele unter Ihnen Bekanntschaft mit meinen Texten geschlossen haben. Zählen Sie zu jenen, auf die das Gegenteil zutrifft, werden Sie festgestellt haben, dass die Bandbreite meiner Geschichten keineswegs gering ist. Wenn man mich fragt, was im Einzelnen ich schreibe, lautet die Antwort: „Horror.“

Ich muss zugeben, darin steckt eine gewisse Leichtfertigkeit. Vermutlich bevorzuge ich einfach nur knappe Antworten. In Wahrheit aber müsste ich sagen, dass ich Phantastik im weiteren Sinne verfasse, und selbst da gibt es Abweichungen. Weil Horror vielmehr eine Empfindung als ein Genre ist (auch das stammt nicht von mir, sondern von Charles L. Grant, wenn ich mich nicht irre, aber nageln Sie mich nicht fest), sind die Pfade, die ich beschreite, weit verzweigt. Ausflüge in Bereiche der Belletristik, die mit dem Phantastischen wenig oder nichts gemein haben, unternehme ich ebenso gerne wie Exkursionen ins Okkulte, solange mich die Figuren fesseln, wie auch die Abgründe, in die sie stürzen. Damit will ich sagen, dass ich meine Charaktere mit Vorliebe Schreckliches oder Tragisches oder Dramatisches erleben lasse, weil es mich interessiert, was im Angesicht des Horrors – oder was auch immer wir darunter verstehen – mit ihnen geschieht. Ob es nun um Monster, Besessenheit oder Wahnsinn der psychologisch erklärbaren Art geht: Ich liebe es, darüber zu schreiben, wobei ich mir keiner-

lei Kopfzerbrechen über die Genre-Definitionen bereite. Wenn ich ergründen möchte, was einen Menschen in den Suizid treibt oder wie ein Soldat das Schlachtfeld erlebt, finde ich es genauso spannend wie die Frage, wie es ablaufen könnte, wenn eine Dämonenbeschwörung nach hinten losgeht. Oder wie sich ein Gespräch zwischen einem Familienvater und seiner verstorbenen Mutter gestalten würde. Im Mittelpunkt der Geschichte stehen für mich die Figuren, und wie alle unter uns sind auch sie voller Ängste. Das Potenzial für Horrorgeschichten steckt also in jedem von uns, der über einen Selbsterhaltungstrieb verfügt, und damit lässt es sich überall finden.

Daneben lege ich Wert auf Tiefgang und Sprache. Aber hier möchte ich nichts vorwegnehmen. Sie werden sich selbst eine Meinung bilden, wenn Sie befließigt sind, sich auch den Rest dieses Buches zu Gemüte zu führen. Ob Sie meinen Geschmack teilen, ist demnach eine andere Frage, deren Antwort ich in jedem Fall respektiere.

Wenn ich mich zum Schreiben an den Tisch setze, habe ich meist eine genaue Vorstellung davon, was ich zustande bringen möchte. Das bezieht die Form der Geschichte, ob nun Kurzprosa, Novelle oder Roman, in die Planung ein. Wobei ich gestehen muss, dass es in diesem Punkt nicht immer funktioniert. Häufig stelle ich fest, dass es sich bei Geschichten wie mit Menschen verhält. Wenn Sie einen Autor fragen, was genau er am liebsten schreibt, kann es sein, dass er antwortet: „Horror.“ Es kommt aber auch vor, dass auf die Frage eine Plauderei die ganze Nacht

hindurch folgt. Im Vorfeld kann man das nicht immer mit Gewissheit sagen, was zumindest in meinem Fall so ist.

Vielleicht gibt es Definitions- und Kategorien-Liebhaber unter Ihnen, die jetzt die Nase rümpfen. Ich bewundere Sie für Ihre Versiertheit und Disziplin, bevorzuge aber meine Freiheiten.

So schreibe ich zurzeit eine Geschichte, die ich als Novelle geplant habe. Zwar stehe ich vor dem Abschluss der Erstfassung, erreiche aber in Kürze Seite dreihundert, und ich habe nicht den Eindruck, dass allzu viel davon überflüssig ist. Eine Novelle ist das schon lange nicht mehr, aber es fühlt sich dennoch richtig an. Geschichten entwickeln ein Eigenleben, wenn man es zulässt, was das Ganze ebenfalls spannend für mich gestaltet. Aber darüber weiß Christoph Hook in *Die Rhein-Neckar-Anomalie* noch viel mehr zu sagen, als ich hier den Raum finde – er spricht mir aus der Seele. Und in diesem Buch werden Sie auch einen Blick auf die dunkle Seite davon werfen, was passieren kann, wenn ein Künstler mit seinem Werk eine Art Wechselbeziehung eingeht. Jacob Kramer ist nicht mein Freund, aber er kann nachvollziehen, wovon ich rede.

Wenn das auch das Einzige ist, was uns verbindet.

Die in diesem Band enthaltenen Geschichten waren alle als Kurzgeschichten geplant. Und sie alle haben mich eines Besseren belehrt. Bei Carina handelt es sich sogar um die gekürzte Fassung einer Novelle (ebenfalls als Kurzgeschichte geplant) mit dem Titel *Amelie*, die

zusammen mit *Die Rhein-Neckar-Anomalie* und *Katharinas Fluch* im Vorgängerband *Teufelswacht – Drei unheimliche Novellen* erschienen ist. Weil mir die nun vorliegende Version mindestens ebenso gut gefällt und ich der Ansicht bin, dass sie sich mit ihrem Alternativ-Ende auch als eigenständige Geschichte sehen lassen kann, habe ich sie in die Sammlung aufgenommen. Es freut mich, dass mit *Carina* nun auch diese Fassung das Licht der Öffentlichkeit erblickt hat.

Ich habe von der Bandbreite meines Schaffens gesprochen, wenn es um Belletristik im Allgemeinen, Horror und Phantastisches im Einzelnen geht. Die Brücke zu schlagen zwischen Klassik und Moderne, habe ich mit *Teufelswacht* versucht, und wenn Sie mich fragen, ist mir das – nach meinen Maßstäben – auch einigermaßen gelungen.

Mit *Der Spalt* allerdings habe ich ein anderes Ziel ins Auge gefasst. Diesmal wollte ich Geschichten zusammenstellen, die sich mit Inhalten der psychologischen Art befassen, also einen roten Faden aufnehmen, wenn man so will. Hier geht es um unterschwellige Konflikte, da um Traumata und Verdrängung, dann wieder um Obsessionen und schließlich um die Ursachen und Folgen einer Phobie schweren Ausmaßes. Auch wenn sich nicht in allen Beiträgen Monster und Geister und Ströme von Blut finden lassen, würde ich sie ohne Weiteres dem Bereich Horror zuordnen, weil sie sich mit Abgründen befassen, die zumindest mich mit Grauen erfüllen. Als

Fiktions-Autor wäre es peinlich, sagen zu müssen, dass ich mir nichts Schrecklicheres vorstellen könnte als den totalen Kontrollverlust, doch bin ich auch Realist genug, um mir der Wahrheit bewusst zu sein. Würde es mir je so ergehen wie Andreas Stadler in der Titelgeschichte oder Amelie in *Carina*, um von Jacob Kramer ganz zu schweigen, der in *Femme fatale* eine tödliche Affäre eingeht, könnte ich mit Fug und Recht behaupten, dem Horror schlechthin zum Opfer gefallen zu sein. Ich liebe Zombies und Dämonen. Die sind unheimlich, ohne Frage. Aber bevor wir uns mit einer Untoten-Apokalypse konfrontiert sehen, halte ich es eher für möglich, dass unser Verstand aus welchen Gründen auch immer in die Brüche geht. Auch bei dieser Vorstellung empfinde ich Horror. Wer das anders sieht, sollte einen Blick in eine geschlossene Anstalt werfen.

Ich gebe zu, das klingt ein wenig nach Rechtfertigung, beruht aber auf der Erfahrung, dass mancherorts meine Beiträge abgewiesen werden mit der Begründung, als Horrorgeschichten würden sie sich nicht ausreichend der Phantastik annähern, während dieselben Texte an anderer Stelle auf Ablehnung stoßen, weil die Herausgebenden ihrer Leserschaft keine Albträume bereiten wollen. Als Autor ist man letzten Endes auf die Gunst des Verlags angewiesen, und was das betrifft, kann ich mich mit BLITZ glücklich schätzen.

Was nicht heißen soll, dass in diesem Buch das Phantastische keine Beachtung findet. Genre-Eingrenzungen

oder Neu-Definitionen zählen nicht zu meinen Intentionen. Ich bleibe offen für alles, was die menschliche Seele an Wundern und Schrecken hergibt. Bislang fahre ich nicht schlecht damit.

Womit wir nun, sobald Sie zur nächsten Seite weiterblättern, bei Benjamin anlangen. Im Gegensatz zu Jacob Kramer hat dieser Junge viel mit mir gemein. Und ich hoffe sehr, dass er seine Sache ebenso heil übersteht wie ich.

Ehe wir aber gemeinsam direkt einsteigen, möchte ich mich noch bei Ihnen, liebe Lesenden, von Herzen bedanken. Dass Sie mich nun auf dieser Reise durch meine persönliche Twilight Zone begleiten wollen, bedeutet mir viel. Das ist natürlich alles andere als selbstverständlich. Schließlich hätte Ihre Wahl auch auf ein anderes Buch fallen können. Deshalb freue ich mich umso mehr, dass Sie Ihre wertvolle Zeit mit mir zu teilen bereit sind.

Danke!

Und nun wünsche ich gute Unterhaltung ...

Nikolaus Schwarz

Mannheim, den 10.06.2025

WEGEN KRANKHEIT GESCHLOSSEN

„Was ist da drin?“

Benjamin trat näher an den Küchentisch heran. Er streifte seine Schultasche ab und ließ sie auf die Fliesen fallen. Im selben Moment dachte er daran, dass seine Mutter ihn ständig ermahnte, seine Sachen an die dafür vorgesehenen Plätze zu räumen. Meist geschah das in strengem Ton, in letzter Zeit auch heftiger. Rasch, ehe es zu spät war, bückte er sich, um die Tasche in sein Zimmer zu bringen, als ...

... ihm auffiel, dass sie diesmal keine Notiz von seiner Nachlässigkeit nahm.

Weder davon noch von seiner Anwesenheit, wie es schien.

Zunächst.

Dann kam die Antwort: „Keine Ahnung. Irgend so ein Tier – hat sich in unseren Keller verirrt.“

Sie lehnte an der Anrichte, hielt mit beiden Händen die Kaffeetasse umfasst (Carpe Diem stand in Schnörkelschrift darauf, was aber jetzt, unter den verschränkten Fingern, nicht zu entziffern war), nippte daran und starrte über den Rand hinweg den alten, zerbeulten Schuhkarton auf dem Küchentisch an. In Gedanken schien sie mit einem Rätsel befasst.

Oder einem Problem.

Benjamin richtete sich wieder auf und ließ die Schultasche, wo er sie abgelegt hatte. Was auch immer hier im

Gange war, entsprach nicht dem Alltagsmuster. Es konnte sich sogar als interessant erweisen. Etwas, das nicht nur seine Neugierde erregte, sondern auch die seiner Mutter, war durchaus einer näheren Betrachtung wert. Er würde es nie wagen, sie als eintönig, lahm oder langweilig zu bezeichnen (zumindest nicht geradeheraus, denn aus der Perspektive eines Zwölfjährigen wie ihm, der von großen Entdeckungen und Heldentaten träumte, mochte das auf nahezu alle Erwachsenen zutreffen) oder im Allgemeinen schlecht von ihr zu reden, doch hatten ihre weniger umgänglichen Eigenschaften seit der Scheidung vor einem Jahr zugenommen. Diese permanente Reizbarkeit und Schroffheit hatten sich längst zur Gewohnheit entwickelt, wo sie sich nicht gleichgültig oder spröde gab. Inzwischen aber schien sie geradenach auf Anlässe zu lauern, die einen Konflikt rechtfertigten. Manchmal mutete es ihm wie das Leben mit einem Reptil auf engstem Raum an – doch auch das würde er nie laut auszusprechen wagen.

Aber das war nichts im Vergleich dazu, dass sie sich manchmal, wenn sie ihn abends schlafend wächte, bis zu dem Punkt betrank, da sie fragwürdige Dinge in der Wohnung anstellte und, wo sie nun gerade saß, lag oder hinstürzte, das Bewusstsein verlor. Dann musste er ihr helfen, den Weg ins Bett zu finden – sofern es ihm gelang, sie wieder zur Besinnung zu bringen.

Manchmal hörte er sie weinen, lange und leise.

Benjamin hatte einzuschätzen gelernt, in welchen Momenten es ratsam war, auf Distanz zu gehen. Das hier

war jedoch eine neue Situation. Ungewöhnlich schon der Umstand, dass er sie nicht, wie üblich zu dieser Tageszeit, körperlich vorm Fernseher und geistig im Schlupfwinkel ihrer Seifenopern und Heile-Welt-Familienserien antraf, seine Rückkehr von der Schule allenfalls am Rande registrierend.

Ungewöhnlich auch das Stechen ihres Blickes, mit welchem sie den Schuhkarton bedachte.

Was Benjamin davon halten sollte, wusste er noch nicht. Aber er begrüßte die Abwechslung. Was seine Aufmerksamkeit wieder auf den Karton lenkte.

Der angeblich etwas Lebendiges enthielt.

„Ein Tier?“, fragte er, vielleicht etwas dümmlich. Etwas Schlaues fiel ihm aber nicht ein – ganz anders als in der Schule, wo sein Finger meist als einer der ersten in die Höhe schnellte.

Indes, was diesen Karton anbelangte ...

Er war sicher, dass sich darin keine Spinne oder ein Ungeziefer ähnlicher Art befand. Ein solches hätte seine Mutter ohne Umschweife unter der Schuhsohle zerquetscht und schon gar nicht erst herauf in die Wohnung gebracht. Einmal war er im Keller auf ein seltsames Wesen mit einer Unzahl langer, feingliedriger Beine gestoßen, in etwa der Größe seines Zeigefingers entsprechend. Nur anhand der Richtung, in welche es in eine Ecke geflohen war, nicht ohne Anmut, hatte er die Lage des Kopfes feststellen können. Es war ihm nicht gelungen, das Tier einzufangen, denn zu rasch hatte es sich in

einen Spalt im Mauerwerk verkrochen. Später allerdings hatte er in Erfahrung gebracht, dass es sich um einen sogenannten Spinnenläufer handelte – ein Mitglied der illustren Familie der Hundert- und Tausendfüßler, aber keineswegs (und damit zu seiner Enttäuschung) von exotischer, ganz zu schweigen von bislang unbekannter Art.

Benjamin gab einem Impuls nach und stieß den Karton mit der Hand an. Nur ganz leicht, aber das genügte. Darin befand sich definitiv keine Spinne, kein Spinnenläufer oder irgendetwas von vergleichbaren Ausmaßen. Nein, was sich darin befand, war größer. Und schwerer. Er konnte spüren, wie es im Inneren unter dem Stoß verrutschte, konnte hören, wie es eine neue – oder die vorherige – Position einnahm. Das Scharren von Krallen auf Pappe. Unwillkürlich entstand vor seinem geistigen Auge das Bild einer Ratte oder eines ähnlichen Nagers. Doch etwas in dieser Form hätte seine Mutter nicht als irgendein Tier beschrieben.

Und zuallerletzt hätte sie es mit einem Karton eingefangen und in die Küche verfrachtet.

„Ich wollte einen Beutel Milch aus dem Vorratsschrank im Keller holen“, erklärte sie, und jetzt sah sie ihn das erste Mal, seitdem er die Küche betreten hatte, direkt an. Neben dem Stechen war da etwas Unstetes in ihren Augen. So ähnlich hatte er sich schon selbst im Spiegel gesehen, wenn er krank war und mit einem Fieber rang.

„Da saß es plötzlich“, fuhr sie fort, „direkt vor meinen Füßen. Zuerst wusste ich nicht, was ich damit anfangen

sollte. Aber dann dachte ich, irgendjemandem müsste ich es wenigstens einmal zeigen. Also nahm ich den Karton, kippte die Schuhe deines Vaters aus und ...“

Sie stockte, als hätte sie sich just dabei ertappt, wie sie im Begriff stand, einen Fehler zu begehen. Hastig nahm sie eine Kurskorrektur vor, indem sie sagte: „Es ist beinahe freiwillig hineingekrabbelt. Saß da, schaute mich an und krabbelte in den Karton, als hätte es nur darauf gewartet.“

Es war nicht die Erwähnung der Schuhe seines Vaters, die Benjamin einen Stich wie von einer Nadel in die Herzgegend versetzte, sondern das Stocken in ihrer Stimme, dieser unterbrochene Satz, den zu beenden sie nicht imstande war. Wie so vieles, das zwischen ihr und Benjamin unausgesprochen oder bestenfalls angedeutet blieb, weil sie sich gegen ihn verschlossen hatte, nicht zuletzt in emotionaler Hinsicht.

Als habe sie sich einer Infektion wegen in Quarantäne begeben.

Ein Gemütszustand, der konstant anhielt und höchstens von Aufhellungen wie Verschleißstellen gekennzeichnet war, seitdem sein Vater entschieden hatte,

anderswo

irgendwo

wo auch immer

ein Leben ohne Frau und Kind zu führen, befreit von jeglicher Verantwortung, die über seine eigene Vorstellung von einem annehmlchen Leben hinausging. Ben-

jamin hasste das Wort Annehmlichkeit, weil es in Bezug auf die Entscheidung seines Vaters bedeutete, dass er, Benjamin, nicht annehmlich war, und damit genauso entbehrlich wie diese alten Schuhe, die er im Keller zurückgelassen hatte. Und er hasste es, gewahren zu müssen, wie die Augen seiner Mutter allein bei der Erwähnung seines Vaters jäh abstumpften und die Tristesse wieder Dominanz erlangte.

„Die Milch hab’ ich unten vergessen“, fügte sie hinzu. Sie versuchte sich an einem Lachen, das nicht so recht gelingen wollte. Noch einmal nippte sie an dem Kaffee, rümpfte aber die Nase und stellte die Tasse beiseite. „Schwarz schmeckt das Zeug einfach nicht.“

Carpe Diem stand jetzt zur Wand gerichtet.

So viel dazu.

Benjamin sah und spürte zu gleichen Teilen, wie sich ihre Stimmung verdüsterte. Was inzwischen umso rascher geschehen konnte, je länger sie Gelegenheit fand, über Unausgesprochenes nachzudenken. Also raffte er sich zusammen, ergriff die Initiative und fragte: „Darf ich mal sehen?“

Eine Sekunde lang schien sie nicht zu begreifen, doch dann fand sie ins Hier und Jetzt zurück und dachte über die Frage nach. Unterdessen begann sie, die Nägel der rechten Hand klicken zu lassen, indem sie die Kuppen von Daumen und Ringfinger zusammenpresste und die Nagelkanten aneinander vorbeischrappen ließ.

Klick. Klick. Klick.

Den Ring trug sie nach wie vor, weil er sich nach mehr als zwölf Jahren Ehe nicht mehr abziehen ließ. Zu viel Essen und zu viel Alkohol hatten das Fleisch aufquellen lassen. Vielleicht steckte aber auch ein anderer Grund dahinter, wer außer ihr wusste das schon?

Klick. Klick. Klick.

Eine Angewohnheit, der sie meist dann nachgab, wenn sie nervös oder niedergeschlagen war, und die immer wieder ihre Maniküre ruinierte. Früher hatte sie ihre Nägel bis zum Nagelbett heruntergekaut, was durchaus schlimmer war. Doch Benjamin mochte diese neuen Klick-Geräusche nicht. Dadurch schien sich etwas von ihrer Stimmung auf ihn zu übertragen.

Manchmal fragte er sich, ob es lästige Eigenarten wie diese oder ähnliche waren, welche die Entscheidung seines Vaters begünstigt hatten.

Solchen Überlegungen jedoch gab er sich selten lange hin, denn meist mündeten sie in Abneigung gegen seinen Vater, häufiger aber, was ihm noch mehr zusetzte, in dem Gefühl, einen Verrat gegen seine Mutter zu begehen. Es schmerzte ihn, auf diese Art und Weise über sie zu denken. Auf diese Art zu fühlen. Jetzt aber, stellte er fest, schien sie vielmehr nachdenklich denn nervös. Weshalb er das Klicken in brennender Erwartung auf den Inhalt des Kartons zu ignorieren suchte.

„Ich weiß nicht“, sagte sie, stieß sich von der Anrichte ab und trat nun ebenfalls näher. „Vielleicht ist es nicht ungefährlich. Könnte sogar sein, dass es giftig ist. Gut

möglich, dass ich mich irre, aber ich glaube, einige Stacheln an ihm gesehen zu haben. Oder ... Borsten. Was weiß ich. Es war dunkel. Die einzige Glühbirne ...“

... die Benjamins Vater nie durch eine stärkere ersetzt hatte, gab nicht genügend Licht ab. Ein Punkt von vielen auf der Erledigungsliste, die abzuarbeiten er immerzu aufgeschoben hatte.

„Du hast gesagt, dass es freiwillig zu dir gekommen ist“, entgegnete er rasch. „Also ist es wohl nicht aggressiv. Solange wir uns ruhig verhalten ...“

Schon streckte er beide Hände nach dem Karton aus und zog ihn behutsam zu sich heran. Abermals spürte er das Gewicht im Inneren. Nun jedoch blieb das Scharren von Krallen aus.

„Das mag schon sein. Aber vielleicht ist es auch einfach nur dumm und dachte, der Karton sei eine Höhle, in die es sich verkriechen könnte. Wenn wir den Deckel abnehmen und es dadurch erschrickt ...“

Tiere sind nicht dumm, protestierte er im Geiste, sprach es jedoch nicht laut aus. Er fürchtete, damit nur altklug oder – wie man in der Schule sagte – overschlau zu wirken. *Sie passen sich nur ihren Lebensbedingungen an, und deshalb ist manchmal ein Karton genauso geeignet wie eine Höhle. Dabei kann man kaum von Dummheit sprechen!*

Er fühlte es, hätte aber in Ermangelung von Reife und Eloquenz kaum zu benennen vermocht, dass aus seinem Einwand vor allem das Bedürfnis sprach, für Schwächere

Partei zu ergreifen. Etwa so, wie er es sich nicht selten für sich selbst wünschte und noch seltener erfuhr, wenn es um ... Unannehmlichkeiten ... ging.

Sag das mal dem Eisbären, hörte er im Geiste die Stimme seines Schulfreundes Dennis in Bezug auf die Dummheit von Tieren prusten, der mit solcherlei – ja, dummen – Sprüchen stets dann aufwartete, wenn Benjamin wiederum seine – ja, altklugen – Ansichten zum Besten gab.

Benjamin wollte etwas auf das Argument seiner Mutter erwidern. Etwas Vernünftiges, Einleuchtendes, das ihre an Ängstlichkeit grenzende Vorsicht reduzierte und einen Anlass lieferte, dieses Nagel-Klicken einzustellen. Was jedoch nicht so einfach zu bewerkstelligen war, denn in seinem Kopf setzte sich in Rudimenten bereits ein Bild vom Aussehen des mysteriösen Tieres zusammen.

Etwas, das deutlich größer war als eine Spinne, schwer wie eine Ratte.

Und über Stacheln verfügte.

Und Krallen.

Und in Kellern hauste.

„Ich hab’ eine Idee“, stieß er plötzlich hervor, ließ von dem Karton ab, wirbelte herum und eilte in den Flur, hin zur Wohnungstür.

„Wohin gehst du?“

„In den Keller“, lautete die Antwort, schon hallend im Treppenhaus und begleitet vom Getrappel seiner Schritte.

„Denk an die Milch“, rief sie ihm nach.



Es dauerte einige Minuten, ehe er wieder oben anlangte. Aber als es so weit war, geschah es mit einem Grinsen voller Triumph und Übermut. Zusammen mit einem Glaskasten trug er sein Grinsen zum Küchentisch, wo er diesen abstellte und jenes im Gesicht behielt.

Seine Mutter runzelte die Stirn.

„Ich wusste gar nicht, dass wir noch Amandas Terrarium haben. Dachte, wir hätten es schon vor einer Ewigkeit entsorgt.“

„Da ist es aber.“

Bei Amanda handelte es sich um Benjamins Landschildkröte. Die hatte ihren letzten Winterschlaf vor zwei Jahren nicht überlebt. Es war ihm nie gelungen, zu dem Tier eine engere Beziehung zu entwickeln (was bei einem Reptil ohnehin ein schwieriges Unterfangen darstellte), dennoch hatten sie zu Amandas Ehren eine kleine Bestattungszeremonie abgehalten und sie in einem, nun ja, in einem Schuhkarton am Rand des Grünstreifens hinterm Haus beigesetzt. Wochen später hatte sich Benjamin gefragt, wie weit der Verfall des Kadavers wohl schon fortgeschritten sei, und versucht, ausgestattet mit einer Plastikschaufel, die Stelle zu finden, wo die Schildkröte in Frieden vor sich hin moderte. Er hatte bereits ein halbes

Dutzend Löcher ausgehoben und dabei die betreffende Stelle vermutlich nur um wenige Zentimeter verfehlt, als ihn sein Vater bei den eifrigen, von morbider Faszination angeheizten Bemühungen ertappte. Benjamin hatte schuldbewusst innegehalten, schon nach irgendwelchen Ausflüchten gesucht, die er aus dem Stegreif nicht zu ersinnen vermochte, und schließlich in der Schicksalsergebenheit, zu welcher er als Zehnjähriger gerade mal fähig war, der Vorwürfe und Zurechtweisungen geharrt. Dinge, die jedoch nicht geäußert wurden.

Nicht verbal zumindest.

Stattdessen hatte er ihn mit einer Miene bedacht, in welcher der Junge Ekel und Missbilligung las, sodass er sich auch viel später noch die Frage stellen sollte, inwieweit sein Vater sich damals schon mit gewissen Gedanken trug.

Mit Gedanken daran, sich von der Familie zu trennen.

Eine unangenehme Situation, die ohne Worte noch Konsequenzen vorübergegangen war, sich aber in Benjamins Erinnerung zu einem Knoten festgezogen hatte. Ein Knoten, an dem sein Verstand, wie mit ungeschickten Fingern, immer wieder herumnestelte, hier drückte und dort zog, ohne ihn je ganz lösen zu können.

Bis heute.

Ekel und Missbilligung.

Unannehmlichkeiten.

Amandas Überreste hatte er nie gefunden. Nach der Reaktion seines Vaters hatte er auch keinen weiteren

Versuch unternommen, auf die richtige Stelle zu stoßen, wenngleich seine Gedanken, mobilisiert durch eine Art kindlichen Forscherdrangs, immer wieder darauf zurückkamen. Also lag der Kadaver noch immer irgendwo hinterm Haus verborgen, nicht mehr als ein Häuflein Knochen, eingeschlossen in den ausgehöhlten Panzer, und regte Benjamins Vorstellungskraft an mit Phantasien, in welchen er sich als Paläontologe der Freilegung eines Fossils widmete. So hatte Amanda, zusammen mit diesem alten, verstaubten Terrarium, Benjamin bedeutend Nützlicheres hinterlassen, als sein Vater je vermochte.

Abgesehen von diesem Schuhkarton auf dem Küchentisch.

Gedanken wie diese waren es, die sein triumphierendes Grinsen schmälerten, während er den Glaskasten mit einem Küchentuch von Spinnweben und Staub befreite, und es löste sich ganz auf, als seine Mutter fragte: „Hast du an die Milch gedacht?“

„Entschuldigung. Ich geh’ gleich nochmal runter, sobald wir hier fertig sind.“

„Nicht weiter schlimm. Der Kaffee ist sowieso schon kalt.“

Er widmete sich weiter dem Terrarium, indem er die Abdeckung abnahm, beiseitelegte und Amandas wohnliche Hinterlassenschaften – ein Stück Baumrinde, Kieselsteine, die sie seinerzeit, in glücklicheren Tagen, am Flussufer gesammelt hatten, zwei Futterschalen und die